

# Die Bescholtenen.

Kriminal-Roman

von

**G. H. v. Dedenroth.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Unbeschreiblich war die Bitterkeit von Margareth's Thränen, die sie in Angst und Unruhe vergoß, nachdem sie Guido abgefertigt, — wenn auch unverschuldet, so geschah es doch um ihretwillen, daß das Unglück ihren Bruder verfolgte, daß der Haß elender Menschen ihm die Ehre raubte! —

Und heute? Wie hatte sich Alles verändert nach dieser furchtbaren Nacht, in der sie den Himmel angefleht, ihr den Tod zu senden, damit sie nicht lerre an Gott zu zweifeln! Wie hatte die Kunde, daß seine Unschuld, seine Ehrlichkeit bewiesen sei, auf Eduard's Zustand gewirkt, als sei dem Kranken neue Lebenskraft in die Adern gegossen, als habe der Engel des Lebens dem Herzen, welches der Dämon mit seinem Flügelschlage dumpf berührt, mit seinem Odem verpestet, heilenden, erquickenden Balsam eingesalbt! Und wie hatte der alte Herr mit dem mildernsten Blicke auch ihr ganzes Sein aufgerichtet durch freundliche Worte.

„Ich soll Ihnen Grüße bringen von einer Dame, die Ihren Bruder als Arzt hochschätzt und Ihrer stets mit warmer Theilnahme gedacht hat!“ Wie erwärmend durchdrangen diese Worte ihr Herz! Wie jauchzte es in ihr, daß es Klara v. Holm war, deren Zeugniß ihrem Bruder die Ehre rettete — Klara v. Holm, welche ihre Partei ergriffen, als Guido sie beim General verleumdet!

Wenn eine Dame, welche in der Nachbarschaft von Schloß Seebach zu Hause war, welche die Verhältnisse auf dem Schlosse gekannt und Alles gehört, was vor und während ihres Prozesses über sie gesprochen worden, ihr einen Gruß bestellen ließ — dann glaubte nicht Jeder den Anklagen, die das Fräulein v. Stolzenhain mit Kleber erhoben, dann gab es Menschen, welche, auch ohne sie gesprochen, ohne ihre Vertheidigung gehört zu haben, an ihre Unschuld glaubten!

Margareth hatte es gefühlt, daß Herr v. Hofen mit jeder Minute, die er länger bei ihr verweilt, sie herzlicher angeschaut, als werde sein Wohlwollen für sie immer größer. Als er ihr sagte, er wisse, wer es sei, der Ihren Bruder heute in den Zeitungen verdächtigt habe, und werde den Widerruf veranlassen, verrieth sie durch ihr heftiges Erröthen und den Ausruf: „Er hat es also doch gethan!“ daß er ihr nichts Neues sage, und er bestand darauf, von ihr Näheres zu hören. Da erzählte sie ihm, wie Guido sie bedroht habe und wie bitter es für Eduard sein müsse, zu hören, daß der Mann, der ihn des Diebstahls beschuldigt, der Gatte des Weibes sei, welches Eduard einst geliebt, daß der Bruder dieses Weibes sie mit so niedriger Rache

bedroht, weil sie ihn nicht leiden möge. Margareth deutete an, daß die Verleumdungen Guido's ebenso den ersten Grund zu ihrem Unglück gelegt, wie die Gerüchte, welche ihrem Bruder nachgesagt, er suche eine reiche Frau, der Carrière desselben geschadet; als aber Hosten sagte, dieser Bubenstreich werde Guido die Epaulettes kosten, erklärte sie, Hosten dürfe von Mittheilungen, die sie ihm im Vertrauen gemacht, keinen Gebrauch machen. „Ich würde darüber erröthen müssen,“ sagte sie, „wenn Herr Ebeling glaubte, daß ich mich zu rächen suche, ich würde dann nicht mehr das Recht haben, ihn zu verachten; ich möchte auch nicht, daß Frau Apel auf den Gedanken käme, mein Bruder wünsche einem Gliede ihrer Familie etwas Schlechtes, sie soll darüber erröthen, daß sie ihn verkannt hat, daß sie ihrem Manne nicht gesagt hat, wie ehrenhaft Eduard denkt. Mein Bruder hat sie wohl noch nicht vergessen, wenn er auch nie von ihr spricht, er ahnt es weder, daß sie verheirathet ist, noch daß der Mann, der ihn für einen Dieb hielt, ihr Gatte ist, ich habe ihm das verschwiegen, um ihn nicht noch mehr zu erregen.“

„Sie haben ein vortreffliches Herz,“ versetzte Hosten, „aber wie ich auch den Adel Ihrer Gesinnung anerkenne, so muß ich Ihnen doch Ihren Wunsch abschlagen. Das Einzige, was ich verspreche, ist das, daß weder Ebeling noch Apel erfahren sollen, was Sie mir mitgetheilt haben, und daß ich mit Ihnen darüber gesprochen. Lieutenant Ebeling hat seine Uniform zu einer Infamie gemißbraucht, der Redakteur der betreffenden Zeitung erklärt, daß Ebeling sogar gefordert habe, der Name Ihres Bruders solle genannt

werden, er wolle für alle Folgen einstehen — der Redakteur hat sich auf die Bürgschaft eines Offiziers verlassen — mag Herr Ebeling jetzt die Folgen tragen. Hält er die Ehre Anderer nicht heilig so ist ihm am wenigsten eine Ehrelosigkeit zu verzeihen, ich werde die Sache seinem Regiments-Kommandeur mittheilen.“

Margareth wollte noch eine Vorstellung versuchen, aber wie freundlich zuvorkommend der alte Herr sich sonst zeigte, in diesem Punkte blieb er unerbittlich — sie konnte es freilich nicht ahnen, daß Hosten besondere Ursache hatte, empört zu sein, hatte doch Guido zwar noch keinen direkten Antrag bei Abba Hosten gemacht, aber doch sich derselben in einer Weise genähert, die ihn beinahe zur Erklärung verpflichtete.

Durch die Mittheilungen, welche er erhalten, war es Hosten nun auch erklärt, weshalb Guido sich seit den drei Tagen, wo Klara v. Holm bei seiner Tochter zum Besuche war, nicht im Hause gezeigt. Der alte Herr dankte Gott, daß der Charakter Ebeling's ihm entlarvt worden, ehe er diesem Menschen die Hand seines Kindes zugesagt.

Im Hause Apel's mußte man Schlimmes befürchten, seit der Bankier auf der Polizeidirektion erfahren, daß ein Mann wie Excellenz v. Hosten für Eduard aufgetreten, denn man hatte, wie wir schon erwähnt, Eduard den doppelten Betrag des Finderlohnes mit einem Briefe voller Entschuldigungen zugeschickt — jetzt, eine Stunde nachdem Hosten Margareth verlassen, kam Apel selbst.

Margareth errieth erst, wer der fremde Herr war, als Apel ihr sagte, er komme, da man ihm sein Schreiben

uneröffnet zurückgeschickt, sich zu entschuldigen und jede mögliche Genugthuung anzubieten.

Hätte Margareth den Namen des Besuchers geahnt, so hätte sie den Fremden schwerlich eingelassen, jetzt gelang es ihr nicht, ihn mit der Erklärung abzufertigen, daß ihr Bruder auf Alles verzichte. Apel ließ sich gemächlich in einen Stuhl nieder, er sah, wie dürftig hier Alles eingerichtet war, und der reiche Mann mochte glauben, die erste Sprödigkeit der Armuth werde sich bald genug geben, wenn diese Tugend hier wirklich walte und man nicht bloß den Stolzen spiele, um recht viel zu erpressen.

„Die Sache ist mir äußerst peinlich,“ sagte er, „ich hatte keine Ahnung davon, daß Ihr Bruder ein Gelehrter, ein alter Bekannter meiner Frau, ich ließ mich durch seine etwas schadhafte Toilette täuschen, hielt ihn für einen verkommenen Menschen, kurz, das einmal gefaßte Vorurtheil machte mich völlig blind. Was soll ich jetzt thun?! Das Unglück ist einmal geschehen, ich kann mich nur bereit erklären, Schadenersatz zu zahlen und jede gewünschte Ehrenerklärung zu geben. Ist Ihr Bruder denn wirklich nicht zu sprechen?“

„Nein; er ist krank, er hat mich aber beauftragt, nichts von Ihnen anzunehmen.“

„Das ist eine große Thorheit, das sollte er sich doch besser überlegen. Ich bin reich, ich habe zahlreiche Bekannte, ich kann ihm viel nützen, und im Guten erreicht man von mir mehr als im Bösen. Er denkt vielleicht, ich hätte aus Angst vor einer Klage Anerbietungen gemacht. Da täuscht er sich sehr. Ich habe gar nichts zu fürchten, ich habe mich geirrt, irren kann sich jeder Mensch, das ist

nicht strafbar. Aber meine Frau hat früher zu Ihrem Bruder in Beziehungen gestanden, und obwohl mich das eigentlich gar nichts angeht, so bringe ich doch gerne Opfer, wenn ich damit unangenehmem Gerede vorbeugen kann, aber wie gesagt im Guten, niemals gezwungen. Ich rathe Ihnen daher, sich mit mir zu verständigen." —

„Herr Apel,“ entgegnete Margareth, ein Gefühl des Ekels bekämpfend, um den Mann nicht durch ihre Antwort zu reizen, „ich bitte abzubrechen. Mein Bruder denkt nicht daran, Sie verklagen zu wollen, ihm genügt es, daß seine Ehre von jedem Flecken befreit wird, und wie mir gesagt worden ist, wird eine amtliche Berichtigung von Seiten der Polizei dies veranlassen. Er will also weder im Guten noch im Bösen etwas von Ihnen, und da er meiner zu seiner Pflege bedarf, so verzeihen Sie wohl, wenn ich Sie bitte, hiemit unser Gespräch zu beenden.“

Apel erröthete — man wies ihm die Thüre, man verschmähte sein Anerbieten, auf dergleichen war er nicht gefaßt gewesen, das war ihm noch nicht passirt.

„Ich dränge mich Niemand auf,“ sagte er, „ich werde gleich gehen, wenn Sie es wünschen. Aber ich bitte noch um einen Augenblick Ihrer so kostbaren Zeit. Mein Schwager hat, wie ich höre, einen dummen Streich gemacht, er glaubte fest, daß Ihr Bruder aus Noth ein Verbrechen begangen, er bereut sein Unrecht um so mehr, als er Sie stets hochgeschätzt hat. Er ist viel im Hause Seiner Excellenz des Herrn v. Hosten. Es wäre ihm sehr unangenehm, wenn die Excellenz erführe —“

„Sparen Sie sich Ihre Worte,“ unterbrach Margareth

den Bankier, „Herr Ebeling hat kein Recht, direkt oder indirekt sich an mich zu wenden, aber meinerwegen können Sie ihm sagen, ich verachtete ihn zu tief, um eine Beschwerde über ihn zu führen.“

„Sie sind ja sehr stolz — das muß man sagen! Kaum drei Stühle im Zimmer und doch so viel Hochmuth —“

Er konnte nicht aussprechen, die Geduld Margareth's war erschöpft, der spöttische Ton Apel's ließ das Maß überfließen, welches ihre Geduld ihm schon reichlich gegönnt. Sie öffnete die Thüre nach dem Korridor, ihre Miene ließ Apel keinen Zweifel daran, daß eine neue Beleidigung ihm schlecht bekommen könne. Ohne ein Wort zu sagen, schlich er hinaus, seinen Groll verbeißend und beschämt, wie er sich noch nie gefühlt. Er hatte ein vollständiges Fiasko gemacht. In der gewissen Ueberzeugung, den ganzen Handel mit Geld abmachen zu können, hatte er das Haus betreten, und jetzt hatte er erfahren müssen, daß Leute, welche kaum das trockene Brod hatten, sein Gold verschmähten, daß Margareth wirklich seinen Schwager verachtete, der doch schon wegen seiner Stellung der Stolz der Familie war.

## 17.

Es ist Zeit, daß wir uns auch nach den übrigen Personen unserer Erzählung umsehen. Die Verhaftung Kleber's sowie der Zofe Minna hatte nicht nur auf die ganze Schloßdienerschaft, sondern besonders auch auf das Fräulein Agathe v. Stolzenhain einen ungeheuren Eindruck gemacht, da sie Jedem völlig unerwartet gekommen war. Der Wagen zur Fortschaffung Margareth's war von Kleber bestellt worden,

mit boshaftem Hohne hatte der Kammerdiener dabei geäußert, daß ein Karren für die Mörderin genüge — was sollte man jetzt denken, wo auch Kleber, der Ankläger des Fräuleins, verhaftet wurde!

Und außer dem Kammerdiener auch Minna! Es ward so Manchem unheimlich zu Muth, es fühlte sich Keiner sicher, denn fast Jeder hatte mehr oder minder seine Aussagen so eingerichtet, wie Kleber es gewünscht. Fräulein Agathe sah in diesen Vorgängen den Einfluß des Geheimraths und es machte sie doppelt unruhig, daß derselbe sich weigerte, ihre Neugierde genügend zu befriedigen, er begnügte sich damit, ihr zu sagen, daß dem Kommissär manches in den Aussagen Kleber's und Minna's verdächtig erschienen sei, Agathe möge daraus ersehen, daß ihr Vertrauen auf Kleber ein voreiliges gewesen, sie möge eine vorsichtigeren Haltung annehmen.

Huch kam am anderen Tage wieder und unterzog das Schloß einer abermaligen Revision, der Geheimrath konnte ihm bei dieser Gelegenheit schon mittheilen, daß die Bücher des Generals in großer Unordnung seien, daß Kleber, der dieselben geführt, sich aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutender Unterschleife schuldig gemacht habe, er könne jedoch keine Klage anstrengen, da der Verstorbene durch einen kurzen Revisionsvermerk den Buchführer entlastet habe. Das Datum des Vermerks war das vom Todestage des Generals, die Schrift verrieth, daß der General heftig erregt gewesen, er hatte mit hastigen, dicken, kaum leserlichen Zügen das Placet geschrieben, vermuthlich also Kleber bei der Erklärung, daß er entlassen werden solle, gesagt, er schenke ihm, was Kleber

ihm gestohlen, und dieser Annahme entsprach die Verfügung in dem Briefe an den Notar, daß Kleber nichts erben solle.

Unter den Effekten Kleber's wurde nur eine sehr geringe Baarschaft gefunden, es fand sich nichts, woraus man schließen konnte, wo er seine Ersparnisse und das Geld, um welches er den General notorisch im Laufe der Jahre betrogen, untergebracht habe.

Das Begräbniß des Generals fand unter lebhafter Theiligung der Nachbarschaft statt, schon die Neugierde, etwas Näheres über die Vorfälle zu hören, hatte Viele nach Seebach gezogen, es trafen fast sämtliche Verwandte des Verstorbenen ein. Fast unmittelbar nach der Beerdigung wurde von den Interessirten die Erbtheilung besprochen. Da der Notar inzwischen die schriftliche Erklärung Margareth's, das ihr ausgesetzte Erbe nicht anzunehmen, beigebracht, so mußte der Geheimrath als nächster Blutsverwandter um so mehr in ihre Rechte treten, als das vorher niedergelegte Testament ihn als Universalerben eingesetzt hatte. Er erklärte sich jedoch damit einverstanden, die im Briefe des Verstorbenen an den Notar zu Gunsten der Verwandten ausgeworfenen Beträge als letzten Willen des Generals anzuerkennen, indem er sich vorbehielt, die daselbst für Margareth ausgesetzte Summe derselben disponibel zu halten, falls sie noch anderen Sinnes werde und das Gericht sie freisprechen sollte.

Die Erbberechtigten nahmen diesen Vorschlag an, da sie hiebei am besten fortkamen, und fügten sich auch der Bedingung, welche der Geheimrath stellte, Kleber keinen Antheil am Erbe zu gestatten, sollte dadurch auch ein Prozeß

nöthig werden. Agathe sträubte sich hiegegen umsonst, der Geheimrath erklärte, andernfalls die Versiegelung der Erbschaft bis zur Entscheidung des Gerichtes beantragen zu wollen — sie mußte sich fügen.

Der Notar und auch der zu Rathe gezogene Richter stimmten Sorben darin bei, daß Kleber keine Ansprüche erheben könne und es daher in der Hand der Erben liege, ihm etwas zu bewilligen oder nicht. Das Testament, in welchem Kleber zehntausend Thaler ausgesetzt worden, war rechtlich aufgehoben durch das folgende Testament, in welchem ihm nicht nur obiges Legat gestrichen worden, sondern es dem Ermessen Margareth's überlassen war, ihm wie anderen Dienern ein Geschenk aus der Erbschaft zu bewilligen. Da es dort hieß: „in der Höhe von einhundert bis zweitausend Thalern,“ so war es der Wille des Erblassers, daß Margareth die Höhe der Legate nach der Aufführung der Diener, nach ihrer Zufriedenheit mit denselben bemessen solle. Der General hatte aber am Tage vor seinem Tode Kleber die Entlassung angekündigt und im Briefe an den Notar ausdrücklich erklärt, Kleber solle nichts erhalten, der Wille des Verstorbenen, ihn ohne jedes Legat zu lassen, war also deutlich genug erklärt.

Fräulein v. Stolzenhain kehrte nach der Residenz zurück, die anderen Verwandten reisten gleichfalls ab, Sorben verpachtete das Gut und begab sich wieder nach Breslau.

Wir haben oben erwähnt, daß Margareth auch nach ihrer Freisprechung jedes Anerbieten Sorben's, ihr einen Theil der Erbschaft zuzuwenden, abgelehnt, Kleber jedoch trat mit der Forderung auf, daß ihm laut Testament des

Herrn Generals zehntausend Thaler zukämen, er focht jede spätere Willensänderung des Generals als ungiltig an, denn der Verstorbene habe ihm gedachte Summe wiederholt versprochen, das spätere Testament sei erschlichen.

Der Geheimrath verwies Kleber an's Gericht, dort möge er seine Ansprüche geltend machen, und er erfuhr auch sehr bald, daß dieses geschehen sei; Kleber hatte sich bei seiner Klage aber nicht allein auf das Zeugniß verschiedener alter Freunde des Generals berufen, welche ebenfalls mit dem Ausgange der Erbtheilung sehr unzufrieden waren, sondern auch — und das berührte Sorben äußerst peinlich, auf das Zeugniß des Fräuleins v. Stolzenhain.

Sorben wandte sich, da er durch seine Berufsgeschäfte daran behindert war, Agathe persönlich aufzusuchen, schriftlich an dieselbe mit der Frage, ob sie Kleber berechtigt habe, sich auf ihre Aussage zu berufen. Er bat sie, ihm darüber genaue Mittheilungen zu machen, denn er wolle um jeden Preis den Skandal eines Erbschaftsprozesses vermeiden, in welchem eine seiner Verwandten gegen ihn auftreten könne.

Noch hatte er keine Antwort auf diesen Brief erhalten, als ihm der Kommissär Guck gemeldet wurde, der ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen bitte.

Sorben beeilte sich, den Mann einzulassen, welcher gewiß nur nach Breslau gekommen war, um ihm wichtige Nachrichten zu bringen.

„Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, Herr Geheimrath,“ begann der Beamte, „aber die Angelegenheit, welche mich beschäftigt, hat auch für Sie Interesse; ich habe mir die

Aufgabe gestellt, den wahren Mörder Ihres Herrn Onkels zu entlarven.“

Sorben schaute befremdet, überrascht auf. „Wenn Sie diese Hoffnung hegen,“ versetzte er, „so wundert es mich, daß Sie den Gang des Prozesses nicht aufhielten, das Gericht hat gesprochen und das Urtheil eines Schwurgerichts ist nicht mehr anzugreifen.“

„Aber zu revidiren,“ antwortete Huck. „Ich kann mich gegen den Vorwurf, der in Ihren Worten liegt, rechtfertigen, ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, die Thatfachen klar zu legen; aber nach dem Spruche des Gerichtes, wenn die Angeklagten, wie es hier der Fall ist, freigesprochen sind und sich sicher fühlen, ist es nicht unmöglich, Geheimnisse zu entschleiern, welche bis dahin verborgen waren. Abgesehen davon, daß ich als Kriminalbeamter das Interesse habe, den Schuldigen doch noch zu überlisten und die nackte Wahrheit an den Tag zu bringen, ist mir vom Herrn Staatsanwalt Berg eine große Belohnung versprochen worden, wenn ich Fräulein v. Trotten von jedem Verdacht befreie, und ich kann versichern, mehr noch als die Aussicht auf diese Belohnung reizt das persönliche Interesse, das ich für die Dame gewonnen, meinen Eifer.“

„Sie glauben an die völlige Unschuld der Dame?“

„So gewiß als an meine eigene in dieser Sache. Ich habe Minna Brintmann, die Zofe des Fräuleins, beobachten lassen. Sie wissen, daß dieselbe anfänglich gegen das Fräulein aus sagte, dann aber zugab, daß sie zu ihren Aussagen überredet worden sei, was Kleber wiederum bestritt.

Sie haben jedenfalls aus den Verhandlungen ersehen, daß das Gericht nur, weil diese Person sich ängstlich, konfuse und beinahe unzurechnungsfähig zeigte, weder Kleber zur Rechenschaft zog, noch das Fräulein als entlastet ansehen mochte?"

„Ich erinnere mich dessen,“ versetzte Sorben. „Meiner Ansicht nach that das Gericht Unrecht; es lag auf der Hand, daß die Jose von Kleber überredet war, und das hätte mir genügt, die Anklage allein gegen Kleber zu richten.“

„Kleber machte die sehr schlaue Bemerkung, Minna rede vor Gericht anders als früher, weil sie Mitleid für das Fräulein fühle, und das wirkte auf die Geschworenen. Da man davon Abstand nahm, diese konfuse Person zu vertheidigen, konnte ihre Aussage Kleber nicht viel schaden, noch weniger dem Fräulein nützen. Minna hat nun bis zur Beendigung des Prozesses bei ihren Eltern in \*\*\* gewohnt, bis zur Schlußverhandlung das zerstreute, unruhige Wesen gezeigt, welches sie vor Gericht charakterisirte, nach dem Bekanntwerden des Urtheils aber sich enttäuscht und noch unruhiger gezeigt. Ich habe erfahren, daß sie sich bemüht hat, die Adresse des Fräuleins v. Stolzenhain von der Schloßdienerschaft zu erfahren, noch ehe Kleber sie wieder aufgesucht, und dieser Umstand erscheint mir um so befremdlicher, als ich genau weiß, daß Kleber unmittelbar nach seiner Freilassung, ehe er noch Minna, die er doch seine Braut nennt, besucht hatte, in Berlin war, um mit dem Fräulein v. Stolzenhain zu sprechen.“

Es zog ein düsterer Schatten über die Züge Sorben's.

„Mir ist nicht klar, was Sie mit dieser Bemerkung andeuten wollen,“ sagte er, „obwohl ich zugeben muß, daß meine Cousine sich leider in ihrem Urtheile über Fräulein v. Trotten von Kleber bestimmen ließ.“

„Herr Geheimrath, ich bin überzeugt, daß Kleber und Minna auf sehr dreiste Weise das Vertrauen ausbeuten werden, das ihnen Fräulein v. Stolzenhain leider geschenkt hat, ich bin überzeugt, daß Beide das Fräulein in ihr Komplott gegen Fräulein v. Trotten verwickelt haben und dies jetzt ausnützen wollen —“

„Herr Huch,“ rief Sorben, ihn unterbrechend und vielleicht nur deshalb so sehr erregt, weil er fürchtete, derselbe rede wahr, — „Sie sprechen von einer achtbaren Dame, von meiner Cousine!“

„Ich bin weit entfernt davon, sagen zu wollen, daß Fräulein v. Stolzenhain wissentlich an einem Komplott Theil genommen haben könne,“ versetzte Huch, „ich muthe nur, daß der raffinierte Kleber es verstanden, sie hinein-zuziehen, um an ihr einen Rückhalt zu haben.“

Zimmer finsterner faltete sich das Antlitz Sorben's, hatte er doch den Beweis dafür, daß Huch richtige Schlüsse zog, fast schon in Händen; Kleber hatte sich ja bei seiner Forderung auf das Zeugniß Agathens berufen! Wie gern er seine Verwandte in Schutz genommen hätte, mußte er darauf verzichten, Agathe hatte ja auch bei der Erbschaftsregulirung Kleber's Partei ergriffen, er mußte zufrieden sein, wenn Huch von einer unwissentlichen Theilnahme Agathens am Komplott sprach.

„Ich kann Ihnen leider nicht widersprechen,“ sagte er,

„ich fürchte, daß Sie Recht in dieser Beziehung haben, aber was hat das mit der Entlarvung des Schuldigen zu thun? Ich verbürge mich dafür, daß meine Cousine in dieser Angelegenheit, wenn sie auch von Vorurtheilen befangen war, doch nichts verschwiegen hat, was zur Aufklärung des Thatbestandes dienen konnte. Sie würde eben Kleber nicht ein so unbedingtes Vertrauen geschenkt haben, wenn sie im geringsten an seiner Ergebenheit für meinen Onkel und an seinem Eifer, den Schuldigen zu entlarven, gezweifelt hätte!“

„Dieser Ansicht bin ich auch, aber ich denke mir, Kleber fühlt sich jetzt völlig sicher, er will die Früchte seines Verbrechens ernten, und wenn er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sieht, kann er sich leicht durch Akte der Leidenschaft verrathen. Mein Plan geht dahin, ihn hierzu zu verleiten. Gesezt, er bedrohte jetzt Jemand, ihn zu verdächtigen, so würde er damit schon beweisen, daß er vor Gericht entweder Wichtiges verschwiegen oder auch gegen das Fräulein v. Trotten falsche Anklage erhoben. Ich hoffe, die Habsucht wird ihm zum Verderben werden.“

„Ganz gut, aber in welcher Weise kann ich Ihnen dabei helfen?“

„Ich bitte Sie, Herr Geheimrath, Ihren ganzen Einfluß darauf zu verwenden, daß das Fräulein v. Stolzenhain sich nicht durch Bitten oder Drohungen bewegen lasse, Kleber zu befriedigen. Ich weiß es, daß er gegen die Erben des Generals klagbar geworden ist, lassen Sie dem Prozeß seinen Lauf.“

Sorben zögerte mit der Antwort. Er fühlte, daß er

sich und Agathe bloßstelle, wenn er angesichts der Absicht des Beamten, den Mord aufzuklären, den Einwand erheben wolle, ihm sei ein solcher Prozeß peinlich — es sah das aus, als fürchte er, daß Agathe kompromittirt werden könne. Dennoch verschwieg er dieses Bedenken dem Kommissär nicht. „Ich gestehe Ihnen,“ sagte er, „daß ich, um einen derartigen Prozeß zu vermeiden, die Absicht gehabt habe, ein Opfer zu bringen. Es wäre sehr peinlich für mich, wenn es hieße, daß ich gegen den Willen anderer Verwandten Kleber ein Erbtheil entzogen, wenn meine Cousine dem Gericht erklärte, sie glaube, daß der Verstorbene nur in momentanex Gemüthserregung, veranlaßt durch die Trotten, Kleber ein demselben versprochenes Erbtheil gestrichen habe. Ich will jedoch Ihren Wunsch erfüllen, wenn Sie mir die Ueberzeugung verschaffen, daß Sie Aussicht auf ein Gelingen Ihres Vorhabens haben; bis jetzt erscheint mir dieselbe höchst fraglich.“

„Ich basire meine Hoffnung auf die Thatsache, daß weder das zu dem Blechkasten, in welchem das Gift sich befunden, gehörige Vorlegeschloß, noch das Papier der Arsenikdüte zum Vorschein gekommen ist,“ erwiederte Huck. „Von der Düte befand sich nur eine kleine Ecke in der Tasche des Kleides, der Haupttheil fehlt. Es ist kaum anzunehmen, daß derselbe verbrannt worden ist, der Geruch wäre bemerkt worden, das Papier ist wahrscheinlich fortgeworfen worden, aber ich habe allen Kehrriecht und sogar die Gruben visitiren lassen, es ist nicht gefunden, und das ist für mich fast ein Beweis dafür, daß das Fräulein sich dieses Papiers nicht zu entledigen hatte, sondern ein Anderer,

der es zu gelegener Zeit fortzuschaffen oder zu vernichten vermochte.“

„Sie haben das vor Gericht nicht hervorgehoben!“

„Absichtlich nicht, Herr Geheimrath, denn es hatte keinen Zweck, da kein klarer Beweis daraus hervorgeht, mir aber ein unbesprochen gebliebener Punkt Gelegenheit zu Recherchen gibt. Es ist möglich, daß das Papier nie zum Vorschein kommt, aber wenn es mir zweckmäßig erscheint, Jemand damit zu erschrecken, könnte ich ja thun, als hätte ich es gefunden! Derartige Ueberraschungen, im rechten Momente angebracht, wirken oft Wunder. Wer sagt aber, daß das Schloß sich nicht noch einmal findet, das läßt sich nicht vernichten wie ein Blatt Papier.“

„Ganz gut,“ versetzte der Geheimrath lächelnd, „aber wenn Sie zehnmal das Papier oder das Schloß finden, werden Sie damit noch nicht den Beweis haben, wer den Kasten geöffnet und den Inhalt der Düte meinem Onkel in das Getränk gemischt hat. Der Vertheidiger des Fräuleins v. Trotten sagte sehr klar und richtig, man müsse entweder annehmen, daß sie den Kasten erbrochen, die Vergiftung vollzogen und so gleichgiltig, als ob sie damit ein gewohntes Tagewerk gethan, ihr Kleid, in dem sie einen Rest der Düte wußte, ausgezogen und an den Nagel gehängt habe — oder aber glauben, daß der Mörder, nachdem er in aller Ruhe sein Werk vollbracht, heimlich auf ihr Zimmer gegangen und die Anstalt dazu getroffen, daß ein handgreiflicher Verdacht auf sie falle. Was also durch neue Recherchen entdeckt werden mag, wird die eine oder die andere Annahme bekräftigen, nie aber entscheiden, welche

von beiden die richtige sei. Das vermag nur das Geständniß des Mörders und ich zweifle sehr, ob Sie da etwas durch Ueberraschung erreichen werden, denn gesetzt, der Schuldige ließe sich zu einem unüberlegten Ausrufe hinreißen, so kann er denselben im nächsten Moment erklären oder auslegen, wie er will. Soll ich Ihnen meine Ansicht von der Sache sagen? Ich habe lange Zeit fest geglaubt, daß Kleber der Schuldige sei, aber je mehr ich mir Alles überlegt, finde ich den Spruch des Gerichtes, der auch ihn freigelassen, gerechtfertigt. Wäre er der Mörder, so hätte er schwerlich gleich im ersten Augenblick das Fräulein verdächtigt, da hätte er gewartet, bis die Untersuchung den Giftmord konstatiert, er beschwor ja durch sein Benehmen gegen die Trotten den Argwohn heraus, daß er sie, koste es was es wolle, verdächtige. Ich glaube viel eher, daß ein unglücklicher Zufall gewaltet hat, daß mein Onkel die Düte zu irgend einem Zweck aus dem Kasten genommen, daß man ihren Inhalt für Zucker angesehen, und daß Kleber erst, nachdem die Vergiftung geschehen und er die Düte erkannt, dieselbe heimlich in die Tasche der Trotten praktiziert, um sich selber und Andere vor jedem Verdacht zu schützen, der Trotten aber einen bösen Streich zu spielen. Ernsthaft hat er wohl nie daran glauben können, daß man die junge Dame für eine gemeine Mörderin halten werde."

„Er hat es geglaubt, Herr Geheimrath,“ entgegnete Suck, „und viele Andere haben diesen Glauben getheilt, ich selber hielt eine Zeit lang die Sache für möglich, es gibt Charaktere, die in plötzlicher Anwandlung unbegreifliche Handlungen begehen, und für mich liegt der überzeugende

Beweis von der Unschuld der Trotten allein darin, daß sie auch jetzt noch jeden Antheil an der Erbschaft zurückweist, daß ihr also die Ehre mehr gilt als Geld. Mit Kleber steht es umgekehrt, und die Frechheit, welche ihn jetzt mit einem Prozesse drohen läßt, beweist mir, daß er den Mord begangen hat, um seine gehoffte Erbschaft nicht zu verlieren. Der General hat ihn häufig entlassen wollen, ihn aber immer wieder behalten, Fräulein v. Trotten aber war ihm sehr gefährlich geworden, da sie ihn durchschaute, den General vor ihm warnte und da ihre Stellung im Schlosse sich nicht erschüttern ließ, sondern mehr und mehr befestigte. Ob er Kenntniß von dem Testamente gehabt hat, welches ihm die verheißenen zehntausend Thaler strich und sein Legat abhängig von dem Ermessen des Fräuleins machte, sei dahingestellt — so viel wußte er jedenfalls, daß das Fräulein reich bedacht war. Da sprengte er über dieselbe allerlei verleumderische Gerüchte aus, veranlaßte die anonymen Zuschriften, welche Sie, Fräulein v. Stolzenhain, und andere Verwandte des Herrn Generals erhielten; ich könnte die Personen nachweisen, welche ihm dabei behilflich waren. Nun erschienen Sie und Fräulein v. Stolzenhain auf Seebach, aber Fräulein v. Trotten wurde nicht, wie Kleber gehofft, ihrer Dienste entlassen, der General zeigte Kleber, daß er dessen Intriguen durchschaue und ihn dafür büßen lassen werde — da sah Kleber sein Spiel verloren, er zitterte davor, daß der General ihn wirklich entlassen, in dem neuen Testamente das Legat für ihn streichen werde, und er verhinderte das durch die Ermordung seines Herrn. Er stützt jetzt seine Ansprüche darauf, daß das letzte Testa-

ment des Generals ein erschlichesenes, daß also das vorlehte das giltige sei, und dieser Ideengang bewog ihn mehr noch als sein Haß gegen die Trotten, dieselbe des Mordes verdächtig zu machen — wurde sie verurtheilt, so könnte das Testament, das sie zur Universalerin einsetzte, keine Giltigkeit haben.“

„Was Sie da sagen,“ versetzte Sorben, der nachdenklich zugehört, „ist ziemlich dasselbe, was der Staatsanwalt in seiner Anklage gegen Kleber behauptete, und hat eigentlich mit der Angelegenheit, um die es sich zwischen uns handelt, nichts zu thun, Kombinationen liefern keine Beweise; ich muß bei meiner Erklärung bleiben, daß ich nur dann einen Prozeß mit Kleber riskiren mag, wenn ich gewisse Aussicht habe, denselben zu gewinnen und Bosheiten, die schlimmer sind als ein Geldopfer, erfolgreich begegnen zu können.“

Huck erhob sich. „Herr Geheimrath,“ sagte er in plötzlich verändertem Tone, „ich glaubte durch meine Darlegungen Ihnen etwas, was ich nicht direkt aussprechen mag, deutlich genug anzudeuten, möge Ihre Voraussetzung Sie nicht täuschen und Ihnen durch Nachgiebigkeit gegen einen sehr gefährlichen Menschen das Unangenehme erspart bleiben, was Sie befürchten.“ Damit verneigte sich der Kommissär und verließ das Gemach.

## 18.

Der Geheimrath starrte vor sich hin, mehr noch als die Worte hatte der Ton des Beamten ihn befremdet, es war ihm, als ob plötzlich ein Nebel vor seinen Augen schwinde und ihm in entsetzlicher Weise klar werde, worauf

der Kommissär gezielt, aber er vermochte es nicht, denselben zurückzurufen, er erbebte vor dem Gedanken, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob seine Ahnung ihn recht leite — Huch that recht, gewisse Dinge lieber nicht auszusprechen, denn wo der Kriminalbeamte einmal einen Argwohn äußert, da ist auch schon die Anklage erhoben.

Es war unmöglich, daß er sich täuschte, wenn er es jetzt zu errathen glaubte, worauf der Beamte hingezielt. Huch hatte gebeten, er solle dem Prozeß seinen Lauf lassen, dahin wirken, daß Agathe v. Stolzenhain Kleber's Drohungen oder Bitten troge. Er hatte von einem Komplott gegen Margareth gesprochen, in welches Agathe „hineingezogen“ worden sei! Der Beamte strebte dahin, den Prozeß Margareth's revidiren zu lassen, er hoffte den Schuldigen noch zu entlarven und es ging fast klar aus seinen Schlußworten hervor, daß Agathe dabei stark kompromittirt werden könne, mehr, als wenn man sich durch Kleber's Herausforderung einschüchtern lasse. —

Die Befürchtungen des Geheimraths sollten sehr bald eine Bestätigung erhalten. Das Fräulein kam persönlich nach Breslau, ihrem Vetter auf dessen Brief zu antworten. Sie spielte anfänglich die Unbefangene und sagte, sie begreife gar nicht, wie Sorben schwanken könne, sich mit Kleber gütlich zu arrangiren. Die Billigkeit erfordere, daß man dem alten treuen Diener des Verstorbenen das gebe, was der General ihm versprochen, ehe eine Fremde ihn bethört; Kleber sei von der Anklage, welche die Freunde der Trotten, besonders der verliebte Staatsanwalt gegen ihn geschmiedet, freigesprochen, man sei ihm also eher noch Ersatz für die

Gast schuldig, die er erlitten, weil er allzu eifrig gewesen, die Schuldige anzuklagen; Sorben sollte ihn doch aus den Geldern befriedigen, welche er der Trotten habe schenken wollen.

„War Kleber bei Dir?“ fragte der Geheimrath, als sie geendet; und ihr heftiges Erröthen bei dieser plötzlichen, ihr völlig unerwartet kommenden Frage verrieth nichts Gutes.

„Weshalb?“ stotterte sie. „Was soll die Frage?“

„Deine Verwirrung sagt mir, daß Du ihre Bedeutung würdigst. Er hat Dich also veranlaßt, mich persönlich aufzusuchen und mir diese Vorstellung zu machen?“

Agathens Verwirrung wuchs immer mehr. „Veranlaßt,“ sagte sie, „das ist ein komischer Ausdruck. Er hat mich darum gebeten.“

„Nur gebeten? Hat er nicht etwa auch gedroht?“

Sie ward sichtlich betroffen. „Woher weißt Du das?“

„Er hat also gedroht?“

„Deine Fragen werden peinlich. Doch da Du sehr gut unterrichtet zu sein scheinst, will ich es nicht leugnen, daß Kleber, als ich die Befürchtung aussprach, Du werdest bei Deinem Vorurtheil gegen ihn schwerlich seinen Wunsch erfüllen, erklärte, er werde alsdann klagen müssen.“

„Das ist keine Drohung, das ist sein Recht.“

„Ich dünkte, es wäre Drohung genug. Willst Du den Schimpf auf unsere Familie laden, daß wir einem Diener unseres gemordeten Onkels gerechte Forderungen streitig machen?“

„Wer sagt, daß seine Forderungen gerecht sind? Wären sie das, so würde ich sie gewiß erfüllen.“

„Karl, ich verstehe Dich wirklich nicht. Entweder ist das Testament ungiltig, welches die Trotten zur Erbin einsetzte, oder nicht. Haben wir geerbt, so muß auch Kleber erben.“

„Nein. In dem Briefe an den Notar hat der Onkel Kleber ausdrücklich enterbt —“

„Weil die Trotten Kleber verleumdet hatte!“

„Der Onkel hat es mir selbst gesagt, er werde Kleber diesmal wirklich entlassen —“

„Das war der Einfluß der Trotten,“ rief Agathe, Sorgen unterbrechend. „Ich weiß es besser. In den furchtbarsten Schmerzen hatte der Kranke noch Besinnung genug, wenn er auch unfähig war, einen letzten Willen niederzuschreiben. Er wies die Trotten von sich, er drückte die Hand Kleber's, als sehe er es zu spät ein, daß er ihm Unrecht gethan.“

„Agathe!“ rief der Geheimrath und sein Auge heftete sich so durchbohrend auf sie, daß sie diesen Blick nicht zu ertragen vermochte und das Auge niederschlug, „ich warne Dich! Lasse Dich nicht verleiten, Dich jetzt auf Dinge zu besinnen, welche Du zur richtigen Zeit nicht erwähnt hast.“

„Ich habe damals nicht davon gesprochen, weil man mir vorwarf, daß der Haß gegen die Trotten meine Aussagen färbe, ich wollte ihr nicht schaden.“

„Agathe, durch welche Drohung konnte ein elender Schurke Dich dahin bringen, mir diese Unwahrheit in's Gesicht zu sagen?“

Agathe spielte die Empörte, sie erhob sich. „Dein Interesse für eine elende Heuchlerin,“ sagte sie, „veranlaßt

Dich, Deine Verwandte zu beschimpfen, unter solchen Umständen ziehe ich es vor, die Verhandlung abzubrechen."

"Auf Deine Gefahr!" rief Sorben. „Aber ich sage Dir, sei auf Deiner Hut. Bis jetzt glaubt die Polizei nur, daß Kleber Dich in sein nichtswürdiges Komplott hineingezogen, hüte Dich, daß man nicht untersucht, ob Du mit ihm im Komplott gestanden. Hüte Dich, daß man nicht sagt, wer ein größeres Interesse an der Erbschaft gezeigt — Margareth, welche dieselbe verschmähte, oder Du, die Du mit Kleber korrespondirtest, seine Intriguen duldestest und Dich jetzt zu falschem Zeugniß für ihn hergeben willst!"

Agathe war roth und blaß geworden, es war sichtlich, wie jedes Wort sie gleich einem niederschmetternden Schlage traf, ihre Augen starrten den Geheimrath mit Entsetzen an, ihr Antlitz wurde aschfaßl.

"Die Wahrheit!" herrschte er, als ihr Anblick ihm den letzten Zweifel an ihrer Schuld nahm, „die Wahrheit! Noch kann ich Dich vielleicht retten. Ich sage Dir, daß die Polizei Dich schon lange beobachtet hat, gehe nicht in Dein Verderben."

Sie bedeckte sich das Antlitz mit den Händen, aus ihren Augen brach ein Strom von Thränen.

"O, das ist zu viel," stöhnte sie. „Was habe ich denn gethan! Und auch Du hältst mich für schuldig!"

"Agathe, sage mir Alles und ich werde Dir, so gut ich es vermag, zur Seite stehen. Du bist in den Schlingen eines sehr gefährlichen Menschen. Vertraue mir, ich bin ja Dein nächster Verwandter."

Sie schöpfte Athem, die Worte Sorben's schienen ihr

wieder Muth zu geben. „Ich will Dir Alles bekennen,“ sagte sie, „Du wirst mir gerecht werden und nicht meine Schande wollen. Ja — Kleber ist ein entsetzlicher Mensch, aber wer hätte das früher von ihm gedacht! Sieh, als ich noch Gesellschaftsdame auf Seebach war, hoffte ich bestimmt, daß der Onkel für meine Zukunft sorgen werde. Kleber war mit mir in gleicher Lage, der Onkel hatte furchtbare Launen, bald ließ er sie gegen mich, bald gegen ihn los und Kleber trat mir dadurch gewissermaßen nahe, daß er der Zeuge von Demüthigungen wurde, die ich erlitt; ich glaubte, daß er Theilnahme für mich empfinde und durch diese erklärte ich es mir, daß er, als ich Seebach längst verlassen hatte, an mich schrieb. In dem Wahne, er sei empört darüber, daß eine intriguante Heuchlerin sich bei dem Onkel einschmeichle und denselben veranlasse, seine Verwandten zu enterben, war ich so unvorsichtig, seine Briefe zu beantworten, ich glaubte, das Interesse an seinem Herrn und an der Familie desselben mache ihm allein die Erbschleicherin verhaßt und ich ermutigte ihn, mir weitere Berichte zu senden, ich versprach ihm, ihn belohnen zu wollen, wenn er es zu verhindern verstehe, daß der Onkel die Abenteuerin heirathe. — Ich hätte Dir das Alles früher gesagt,“ fuhr Agathe fort, „wenn Du Dich weniger eingenommen für die Trotten gezeigt hättest; Du warst mit der Absicht, den Onkel über sie aufzuklären, mit mir nach Seebach gekommen, und wenige Stunden später machtest Du ihr den Hof, da waret Ihr die besten Freunde. Das steigerte meinen Haß gegen die Heuchlerin und ich glaubte nur zu gern den Worten Kleber's, der mir zuflüsterte, er

wette darauf, die Trotten werde, noch ehe der Notar komme, Mittel zu finden wissen, unseren Onkel wieder anderen Sinnes zu machen, sie habe ihn gefragt, an wen der General geschrieben, sie wisse genau, was im Werke sei.

Man weckte mich in der Nacht, Kleber flüsterte mir zu, als ich mit Entsetzen sah, in welchem Zustand der Onkel sich befinde, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, das sehe aus wie Mord, wahrscheinlich habe die Trotten ihm heimlich Essig gegeben.

Ich traute der Person das Schlechteste zu. „Sorgen Sie dafür,“ sagte ich zu Kleber, „daß, wenn hier ein Verbrechen versucht ist, die Spuren desselben nicht verwischt werden, lassen Sie die Trotten nicht aus den Augen.“

Alles Uebrige weißt Du. Ich konnte die Glende nicht mit ihrer scheinheiligen Miene am Bette des Kranken sehen, aber der Onkel ließ sich auch von mir und Kleber Alles reichen, er fragte nicht nach ihr. Ich war unfähig, Beobachtungen anzustellen, ob er völlig bei Besinnung war oder nicht, Kleber behauptet es, er will sogar gesehen haben, daß der Kranke Margareth zurückgestoßen habe.“

„Wann sagte er das zuerst,“ forschte der Geheimrath, „vor Gericht wagte er es nicht, diese Aussage zu machen!“

„Er fragte mich neulich danach, als er in Berlin mich aufsuchte, ob ich mich nicht dieses Umstandes erinnere, ich müsse ihm doch bezeugen können, daß der General seine Pflege angenommen und gern gesehen, daß er ihm auch die Hand gedrückt habe.“

„Er forderte dieses Zeugniß von Dir?“

„Ja,“ antwortete Agathe erröthend. „Da Du einmal

so viel weißt, will ich Dir meine Schwäche gestehen. Er war unverschämt und drohte, ich zitterte vor skandalöser Nachrede, ich lernte den Menschen erst jetzt völlig kennen.“

„Womit drohte er? Scheue Dich nicht, mir Alles zu sagen.“

„O, ich erröthe vor Scham, daß ich diesem Schurken mein Vertrauen geschenkt. Ich glaube es jetzt selbst, daß er die Trotten falsch angeklagt hat — er drohte, daß er auch mich auf die Anklagebank bringen könne, der Mörder sei noch nicht entdeckt, auch ich hätte ein Interesse am Tode des Generals gehabt, auch mir könne man es zutrauen, daß ich den Gistkasten geöffnet und dem General Arsenik in den Trank gemischt habe, er wolle nicht allein leer ausgehen, während ich von der Erbschaft profitirt hätte.“

„Unselige!“ rief Sorben, „und anstatt den Buben, der Dir solches zu sagen wagte, sofort der Polizei zu überliefern, liebest Du Dich einschüchtern? Sieht das nicht aus wie böses Gewissen? Du wollest das Zeugniß abgeben, das der Glende Dir also erpreßt?“

„Ich zitterte vor dem Skandal.“

„Du hast einen schlimmeren heraufbeschworen. Der Glende hat gesehen, daß Du Furcht hast, und darauf baut er sicherlich. Du hast entsetzlich thöricht gehandelt.“

„Ich dachte,“ versetzte Agathe, die immer mehr kleinlaut wurde, „es sei besser, den Mann zu befriedigen, als ihn zu reizen, lieber ein Opfer zu bringen, als sich den Bosheiten und der Rachsucht dieses Glenden auszusetzen.“

„Das war eben sehr unüberlegt. Einer Bitte kann man allenfalls nachgeben, wenn sie auch unverschämt ist, man

kann, um sich einen Prozeß zu ersparen, ein Opfer bringen, niemals aber darf man frechen Drohungen nachgeben, denn die Folge davon ist, daß man den Drohenden nie los wird, daß derselbe immer mehr fordert und daß Jeder in unserer Nachgiebigkeit den Beweis einer Schuld erblickt. Hier aber tritt noch der Umstand hinzu, daß die Polizei Ursache hat, Kleber zu beobachten und naturgemäß ihre Schlüsse daraus zieht, wenn eine Verwandte des Ermordeten ihn empfängt und Beziehungen zu ihm unterhält.“

Der Stolz Agathens war gebrochen, sie verbarg es nicht mehr, daß sie ihre ganze Handlungsweise schon längst bereue, kein Gedanke konnte ihr entschlicher sein als der, ihren Namen möglicher Weise ähnlichen Verleumdungen preisgegeben zu sehen, wie die es waren, welche sie gegen Margareth geschleudert. Sie gestand es jetzt ein, daß Neid und Haß sie zu ihrem Auftreten gegen Margareth verleitet; es wäre ihr eine bittere Beschämung gewesen, daß der General, sobald er Margareth gesehen, die Aufforderung an sie, wieder nach Seebach zu kommen, widerrufen, daß ihre Prophezeiung, es werde Niemand beim General lange aushalten, sich nicht erfüllt und Margareth dadurch gezeigt habe, wie sie es besser verstehe, den alten Herrn zu behandeln. Sie habe sich bloßgestellt gefühlt vor ihren Freundinnen und Bekannten, sie habe keine andere Waffe gegen den Vorwurf, daß ihr Onkel eine Fremde zu seiner Pflege habe engagiren müssen, gehabt, als die Verdächtigung Margareth's, und Kleber sei ihr dabei zugekommen, dieselbe als eine intrigante Heuchlerin und Erbschleicherin darzustellen — ihr Haß gegen Margareth habe sie derart eingenommen, daß sie

derselben schließlich ein gemeines Verbrechen zugetraut habe, ohne zu prüfen, ob ein solcher Vorwurf vernunftgemäß zu begründen sei.

Der Geheimrath erfuhr durch Auslassungen Agathens, welche freilich nicht direkt gemacht wurden, sondern in Folge ihrer weichen Stimmung, ihrer Reue und Angst aus ihren Antworten und Schilderungen herauszulesen waren, daß nicht allein Kleber sie während des Ganges der Voruntersuchung von allen Verdachtsmomenten unterrichtet, die gegen Margareth austauchten, sondern daß sie auch in Gesprächen mit Minna durch ihren Argwohn die Zofe ermuntert hatte, in ihren Aussagen gegen Margareth furchtlos zu sein. Es ward Sorben immer klarer, daß die Anklagen gegen Margareth nicht so dreist aufgetreten wären, als es geschehen, wenn die Ankläger nicht einen Rückhalt an Agathe gehabt, ihres Schutzes sicher gewesen wären, und daß also Huck ganz Recht gehabt, wenn er von einem Komplott gesprochen. Es folgte aber auch hieraus, wie gefährlich die Situation für den Ruf Agathens werden konnte, wenn jetzt Kleber und Minna und vielleicht noch andere Mitglieder der Dienerschaft sich zusammenthäten und die Frage aufwarfen, warum man den Verdacht nicht auch gegen Agathe erhebe, nachdem Kleber und Margareth freigesprochen, da der Tod des Generals doch auch in ihrem Interesse gelegen. Hatte Agathe es selbst ausgesprochen, daß sie den Einfluß Margareth's auf den General gefürchtet, so konnte man den Argwohn aufstellen, sie habe es verhindern wollen, daß Margareth Muße gefunden, denselben geltend zu machen und den General abzuhalten, seine Befehle an den Notar zu widerrufen.

Die Sache war sehr ernst. Kleber hatte Agathe direkt zu bedrohen gewagt, er hatte seine Klage gegen die Erben anhängig gemacht — er hatte bei diesem Prozesse die Trümpfe in der Hand, denn er konnte, da ihn das Gericht einmal freigesprochen, nichts verlieren, wohl aber lag es in seiner Hand, einen skandalösen Prozeß gegen Agathe heraufzubeschwören und die Erben des Generals der übelsten Nachrede preiszugeben.

Sorben entschloß sich nach kurzer Ueberlegung zu energischem, rücksichtslosem Vorgehen. Er reichte dem Gericht eine Denunziation wegen versuchter Erpressung gegen Kleber ein und schrieb Huch, daß er in Folge der Nachricht, daß Kleber Fräulein v. Stolzenhain zu bedrohen gewagt habe, die erwähnte Anzeige gemacht und sich mit seiner Verwandten dahin geeinigt habe, Kleber's Forderung rundweg zu ignoriren. —

Wir versehen den Leser nach \*\*\*, dem kleinen Städtchen, in dessen Nähe Schloß Seebach liegt. Hier wohnen Doktor Manders, der Oberförster v. Morchem und mehrere von den alten Freunden des Generals, welche mit dem Verstorbenen in vertrautem Verkehr gestanden, die so manchen Rehbock, manches Klasten Holz durch Kleber's Vermittelung und mit einem Gruße vom Herrn General erhielten und diese Sendungen jetzt sehr vermiffen, denn der jetzige Verwalter von Seebach führt strengen Haushalt und hat keine Instruktionen vom Geheimrath, derartige Grüsse mit Beilage nach \*\*\* zu schicken. Die Erwartungen aller Freunde des Generals sind sehr getäuscht, statt bedeutender Legate sind kaum Andenken gekommen, selbst Doktor Manders

klagt über das geringe Honorar, welches die Erben gezahlt haben, obwohl der Geheimrath nach gewöhnlichen Begriffen sich dabei keineswegs geizig gezeigt hatte, aber man schob alle Schuld auf Margareth, die ja keinem Menschen etwas gegönnt habe. Lange Zeit bildete der Prozeß, den man ihr und Kleber gemacht, das Hauptthema der Unterhaltung, und wenn es auch Viele gab — darunter meist Personen, welche dem General ferne gestanden — die von vorneherein Margareth's Schuld bezweifelt und ihre Partei ergriffen, so brach sich doch die Ansicht, daß der Verdacht gegen Kleber näher liege als der gegen sie, erst Bahn, als die Prozeßverhandlungen, welche in den Zeitungen gebracht wurden, immer günstiger für Margareth lauteten. Die Darstellung der Schlußverhandlung ließ das Gefühl der Theilnahme für die Angeklagte fast überall Wurzel schlagen, und nur besondere Freunde Kleber's, wie der Barbier und Andere, sprachen achselzuckend davon, daß sie die Freisprechung vorhergesehen, Margareth v. Trotten sei ja eine Adelige, und so weiter.

Im Hause des Riemermeisters Brinkmann interessirte man sich natürlich sehr lebhaft für den Gang des Prozesses, da Brinkmann's einzige Tochter Minna ja als Hauptzeugin fungirte.

Meister Brinkmann war ein ziemlich wohlhabender, biederer, einfacher Mann, der sein Kind nur ungern auf's Schloß gegeben und lieber gesehen hätte, wenn Minna sich bei einer bürgerlichen Herrschaft vermiethet und dort bürgerliches Hauswesen gelernt hätte, aber seine Frau wollte höher hinaus, wollte, daß ihre Tochter seine Manieren und

dergleichen lerne; sie war es auch, welche die Neigung ihrer Tochter zu Kleber heimlich begünstigte, während man es Brinkmann noch nicht zu sagen gewagt, daß ein Kammerdiener nach der Hand seiner Tochter trachte.

Es war für den biederen Handwerker ein furchtbarer Schlag, als er hörte, daß seine Tochter verhaftet worden sei. Minna kehrte zwar schon nach vierundzwanzig Stunden als „vorläufig entlassen“ heim, aber er duldet es nicht, daß sie wieder auf's Schloß ging und dort Dienste verrichtete; er nahm sie scharf in's Verhör und mußte da freilich entdecken, daß Minna sich heimlich mit Kleber versprochen und welche Konsequenzen das vertraute Verhältniß zu Kleber für sie gehabt habe — sie gestand, daß sie Kleber zu Liebe anfänglich Unwahres gesagt und deshalb verhaftet worden wäre.

Noch wußte man nicht, daß auch gegen Kleber eine schwere Anklage erhoben sei, noch konnte Frau Brinkmann ihren Gatten damit trösten, daß der General Kleber zehntausend Thaler versprochen habe, Kleber also eine sehr gute Parthie für Minna sei, aber Brinkmann wollte schon jetzt nichts von einem Schwiegersohn hören, der ihm persönlich nie gefallen hatte, geschweige denn, als sich das Gerücht verbreitete, auch Kleber stehe unter Anklage des Mordes.

So beeiferte sich denn Brinkmann, seine Tochter auf die ernsteste Weise zu ermahnen, daß sie ohne jede Rücksicht auf Kleber bei der Schlußverhandlung vor Gericht die strenge Wahrheit sage, er bedrohte sie mit Verstoßung und Fluch, wenn sie ihm Schande mache — die Mutter tröstete sie heimlich, rieth ihr, klug zu sein und das Vertrauen Kle-

ber's nicht zu täuschen, sich nicht selber Lügen zu strafen. So kam es, daß Minna, deren Verstand sehr beschränkt war, in Angst und Zweifel, bald in der Furcht, der Lüge überführt zu werden, dann wieder in der Angst, Kleber zu schaden, vor Gericht den Eindruck machte, als wisse sie selber nicht mehr das, was ihr von Anderen eingeredet worden, von dem, was sie wirklich gesehen und gehört, zu unterscheiden. Sie verwickelte sich in Widersprüche, sie weinte, wenn ihr solche mit Strenge vorgehalten wurden, und das Gericht nahm schließlich Anstand, auf ihre Aussage irgend ein Gewicht zu legen, obwohl sie bei der Voruntersuchung ihre ersten Angaben beschworen hatte.

Der alte Brinkmann trug seinen Kummer still, er machte der heimkehrenden Tochter keine Vorwürfe, aber er erklärte, daß er sie aus seinem Hause verstoßen werde, wenn er erfahre, daß sie den Verkehr mit Kleber fortsetze. Frau Brinkmann schien sich dem Befehle des Gatten diesmal fügen zu wollen. Die Leute erzählten, daß Kleber in Folge des Verdachtes, der auf ihm geruht und der keineswegs widerlegt sei, wohl von den Erben des Generals nichts erhalten werde, sie hatte daher keine Ursache mehr, für diesen Bewerber um ihre Tochter Partei zu ergreifen. Minna ergab sich dem Anschein nach gleichfalls in ihr Schicksal, aber — war ihr nun die Sache willkommen oder nicht — Kleber sandte ihr ein Billet, aus dem sie ersah, daß er festhielt, was er einmal mit seinem Netze umspinnen. Er schrieb, daß er zwar genug erspart habe, um als wohlhabender Mann leben zu können, aber doch nicht gesonnen sei, sich eines wohlverdienten, ihm heilig versprochenen Erbes

berauben zu lassen, und wenn Diejenigen, denen er geholfen, ihr Erbe zu vertheidigen, ihn im Stiche ließen, so werde er denselben zeigen, daß er nicht der Dumme sei, für den sie ihn hielten. „Sollte Fräulein v. Stolzenhain noch auf Seebach wohnen,“ so schrieb er, „dann gehe zu ihr, sonst aber schreibe ihr, daß Du auch einen Schadenersatz für all' die Unannehmlichkeiten beanspruchst, welche Dir daraus entstanden sind, daß Du ihr zu Gefallen Dich bemüht hast, dem Kriminalkommissär Material zur Anklage gegen die Trotten zu verschaffen. Ich bin vorläufig durch wichtige Geschäfte abgehalten, Dich aufzusuchen, komme aber, sobald ich irgend kann, nach \*\*\*.“

Minna zeigte diesen Brief ihrer Mutter. Die zuversichtliche Art, mit der Kleber von seinen Hoffnungen sprach, stimmten Frau Brinkmann um so leichter für Kleber wieder günstig, als ihr Gatte sich in Folge einer starken Erkältung zu Bett gelegt hatte und Doktor Manders die Befürchtung ausgesprochen, Brinkmann könne leicht seinem Leiden erliegen, die Krankheit zeige bedenkliche Symptome; für's Erste rieth sie jedoch ihrer Tochter, Kleber nicht zu antworten und abzuwarten, welche Erfolge er habe. Brinkmann werde gewiß milder über ihn denken, wenn die Erben des Generals ihm wirklich ein Legat zuwenden sollten.

## 19.

Brinkmann lag schon krank darnieder, als Kleber in \*\*\* eintraf, aber gerade dieser Umstand, der es Minna erleichterte, ihren Verlobten heimlich zu sprechen, veranlaßte es, daß sie nur zögernd und mit widerstrebendem Herzen Kleber

das erbetene Rendez-vous bewilligte. Minna war keine so verdorbene Natur, daß ihre Leidenschaften und Begierden das Gefühl in ihr hätten ersticken können, aber es bedurfte freilich einer ganz besonderen Anregung desselben, um ihm die nöthige Kraft zu geben, der Versuchung zu widerstehen. So hatte es auch auf ihre Aussage eingewirkt, daß sie das Fräulein v. Trotten, welches Kleber ihr als eine anmaßende Abenteurerin hingestellt, vom Unglück gebrochen, in Thränen der Verzweiflung gesehen. Sie hatte sich nicht gescheut, unwahre Behauptungen gegen Margareth aufzustellen, so lange dieselbe die Rolle der vornehmen Dame gespielt, welche Margareth, wie Kleber gesagt, sich nur anmaße, die sie nur durch ihre Koketterie mit dem alten schwachen General, wirklich vornehmen Damen zum Troze einnehmen könne. Agathens Haltung hatte sie in dieser Annahme bestärkt, sie hatte wirklich geglaubt, kaum etwas Unrechtes zu thun, wenn sie dazu helfe, die Erbschleicherin und Mörderin zu entlarven — als sie aber die Folgen der Anklage gesehen, da hatte sie Mitleid gefühlt. Ganz ebenso hatte sie es nicht für eine Sünde gehalten, dem Willen des Vaters heimlich zu trogen, erschien ihr doch dessen Verachtung Kleber's als ein Vorurtheil, welches auch ihre Mutter mißbilligte. Jetzt aber rang ihr Vater mit dem Tode und da erhebe sie davor, ihn zu betrügen, da mahnte sie das Gewissen, nicht so zu handeln, daß er ihr fluche und im Jenseits ihr Ankläger werde.

In dem Augenblicke aber, wo das erste Bedenken kam, ob sie keine Sünde begehe, Kleber's Ruf zu folgen — da kamen deren auch andere, da war es ihr, als müsse sie zittern,

daß Kleber sie nicht zu neuer Sünde verführe, wieder eine falsche Aussage von ihr fordere; da fragte sie sich, ob denn Kleber ihr wirklich so theuer sei, daß sie um seinetwillen sich so viel Ungemach bereite, und sie fand, daß sie nicht daran sterben werde, wenn sie ihm entsage. Der Gedanke, die Frau des feinen Herrn Kammerdieners, dem vornehme Herren aus \*\*\* die Hand schüttelten, zu werden, hatte ihrer Eitelkeit geschmeichelt, es war ihr Stolz gewesen, wenn Kleber, dem alle anderen Diener des Schlosses gehorchten, ihr Schmeicheleien gesagt, aber so recht lieb hatte sie ihn wohl nie gehabt, er hatte ihr mehr imponirt, als daß er ihrem Herzen besonders theuer gewesen wäre.

Befand sich hienach Minna in keiner besonders glücklichen Stimmung für das Rendez-vous, so war das bei Kleber noch weniger der Fall. Kleber hatte mit Minna seit länger als zwei Jahren geliebäugelt, er hatte dem hübschen Mädchen Artigkeiten gesagt, aber er hatte wohl deshalb kaum im Ernste daran gedacht, ihr einmal die Würde seiner Erwählten zu geben. Es war ihm bequem, das leichtgläubige, arglose Mädchen bei kleinen Intriguen zu benützen, durch sie Allerlei über die Gesellschaftsdamen seines Herrn zu erfahren und sich durch verliebtes Gekändel zu amüsiren, aber sein Ehrgeiz strebte nach Höherem als eine Kammerjungfer zu freien, Minna's Eltern waren ihm auch wohl nicht vermögend genug, um zu verdienen, daß er den Widerwillen des alten Brinkmann bekämpfte. Erst in der letzten Zeit, als Margareth's Einfluß im Schlosse seine Stellung mehr und mehr gefährdete, hatte Kleber Minna bestimmtere Hoffnungen gemacht, die Zofe fester an

sich zu fetten und es war ihm denn auch gelungen, Minna ganz zu seinem Werkzeuge zu machen, sie hatte bei der Intrigue gegen Margareth seine Instruktionen blind befolgt. In Einem aber hatte er sich doch verrechnet: Minna verstand es nicht, hartnäckig bei einer Lüge zu beharren und das um so weniger, als sie keine Ursache hatte, Margareth in Wahrheit zu hassen und ihr Verderben zu wünschen, sondern nur von Kleber dazu verleitet worden war, Margareth für eine ehrgeizige Abenteurerin zu halten. So hatte sie denn aus Angst beim Verhör und später auch aus Theilnahme für Margareth ihre Aussagen geändert und damit den ganzen Plan Kleber's vernichtet, ja, Kleber selbst bloßgestellt. Es war naturgemäß, daß Kleber, selbst wenn er einer tieferen Neigung für Minna fähig gewesen wäre, ihr die Vernichtung seiner Intrigue nicht hätte verzeihen können, denn sein ganzes Hoffen war ja auf das Gelingen derselben gebaut gewesen, so aber empfand er beinahe Haß gegen die unzuverlässige und ungeschickte Dirne, die sein Vertrauen getäuscht. Er hatte in \*\*\* fast nirgends eine freundliche Aufnahme gefunden, alle die vornehmen Herren, welche früher den einflußreichen Diener des Generals ihren „guten Freund Kleber“ genannt hatten, verhielten sich jetzt sehr kühl und wenn sie ihm auch auf seine Bitte, ihm bei seinem Prozeß durch ihr Zeugniß zu helfen, dies versprachen, so fühlte er doch, daß sie ihm die Zusage nur ungern und nur um ihn los zu werden gegeben. Seine Bekannten zeigten sich mißtrauisch und zurückhaltend, man schien stark zu bezweifeln, daß er seinen Prozeß, von dem er so zuversichtlich sprach, gewinnen werde, und beieferte sich nicht, ihm Hilfe

und Rath anzubieten — er sah jetzt, daß er keine wahren Freunde habe, und erbittert, mißmuthig begab er sich zu dem Orte, wohin er Minna bestellt hatte. Es war das ein lauschiges Plätzchen in einem Birkenhain am Wege von \*\*\* nach Seebach, wo eine Rasenbank für den müden Wanderer oder auch für Pärchen errichtet war, die von ihren Hoffnungen und Gefühlen verstoßen zu plaudern hatten.

Wäre ein Beobachter zugegen gewesen, so hätte er gezweifelt, ob es ein lange von einander getrenntes Liebespaar sein könne, welches sich so zögernd, so wenig herzlich begrüßte wie diese Beiden, und doch war die Abendluft mild, es dämmerte bereits, es war die Stunde, in der Liebende so gern lösen.

„Du zitterst ja!“ sagte Kleber, als er Minna umarmte, „ich sollte Dir freilich harte Vorwürfe machen, denn Du hast mir sehr geschadet, aber ich weiß, daß Du es nicht böse gemeint hast.“

Sie erzählte ihm, daß ihr Vater schwer krank sei, daß sie sich nur von Hause fortgestohlen habe und bald wieder heimkehren müsse.

Diese Eröffnung stimmte ihn nicht gerade günstiger. „Ich habe Wichtiges mit Dir zu sprechen,“ sagte er, „Dinge, von denen unsere ganze Zukunft abhängt, da mußt Du schon Zeit haben, mich mit Ruhe anzuhören, sonst verdirbst Du wieder Alles. Es gilt ein Kapital von mindestens zehntausend Thalern, das mir die Erben des Generals herauszahlen müssen. Ich bedarf Deiner Hilfe, und wie ich Dir schon geschrieben, kannst Du auch einen Schadenersatz for-

bern, die Leute haben genug geerbt, um etwas abgeben zu können. Mein Plan ist sehr einfach —“

Minna unterbrach ihn, sie machte eine abwehrende Geste. „Sage mir nichts,“ rief sie, „es ist besser, ich weiß nichts davon. Ich will nichts fordern, nichts haben. Ich möchte um keinen Preis wieder vor's Gericht. Ich habe, weil Du es gewünscht, an Fräulein v. Stolzenhain geschrieben, aber sie hat mir nicht geantwortet.“

„Ah — nicht geantwortet! Und Du willst Dir das gefallen lassen? Ich sage Dir, diese hochnäsige Dame soll Dich noch bitten, von ihr so ein- bis zweitausend Thaler anzunehmen, wenn wir nicht mehr fordern. Sie ist in unserer Hand, wir können ihren Ruf an den Pranger stellen.“

„Thue was Du willst,“ versetzte Minna, „aber fordere nicht, daß ich mich darein mische. Rechne nicht auf mich —“

„Bist Du närrisch? Wer hat Dir diese Grillen in den Kopf gesetzt? Du mußt mir helfen —“

„Niemals,“ erwiderte sie, alle ihre Kraft zusammennehmend, „ich wollte, ich hätte nie auf Dich gehört.“

„Ah, steht es so?“ knirschte er und sein Auge erhielt etwas Stechendes, „pfeifen wir aus dem Ton? Dann werde ich auch einen anderen Ton anschlagen. Du bist schuld daran, daß man mich unter Anklage gestellt, daß man mich verhaftet und eingesperrt hat, Du allein. Ich habe geglaubt, daß es nur Dummheit und Schwäche von Dir war, dem Richter zu gestehen, daß ich Dir gesagt, was Du angeben solltest, jetzt merke ich, daß Dir an mir nichts liegt, daß es Dir gleichgiltig gewesen, ob ich eingesperrt

und angeklagt wurde, und Du willst mir jetzt nicht helfen, mein Recht durchzusetzen. Gut, wie Du willst, ich werde dann aber auch Dich nicht schonen. Ich werde mich, ob Du willst oder nicht, auf Dein Zeugniß berufen und, wenn Du wider mich redest, sagen, daß Du schon einmal falsch geschworen."

"Franz —" schrie sie auf, vor Schrecken erbebend.

"Hast Du nicht falsch geschworen? Hast Du nicht geschworen, Du habest dem Richter nichts verschwiegen und hast Du es ihm nicht verschwiegen, daß das Kleid der Trotten rein gewesen, als sie es auszog, daß Du mir das selbst gesagt, daß Du sie also wissentlich falsch angeklagt hast?"

"Du hast mich dazu überredet, Du!"

"Beweise das," lachte er höhniſch. "Ich weiß nichts davon. Vielleicht irrst Du Dich. Vielleicht hat Dich das Fräulein v. Stolzenhain dazu überredet oder Du bist es vielleicht selbst gewesen, die das Arsenik in das Kleid der Trotten gethan."

"Franz, das kannst Du nicht vor Gott verantworten. Es ist schändlich, daß Du so sprichst."

"Ich finde das nicht. Jeder ist sich selbst der Nächste. Wer mich im Stiche läßt, der darf von mir keine Schonung erwarten. Jemand muß der Mörder des Generals gewesen sein, ich bin's nicht, die Trotten ist freigesprochen, weil Du zu ihren Gunsten ausgesagt hast — da war's vielleicht die Stolzenhain oder Du —"

"Willst Du mich wahnsinnig machen? O, Du bist schlechter als der Böse selbst."

„Ich bin nicht schlecht, aber auch kein Narr, der mit sich spielen läßt. Wer mir einmal die Hand gereicht, muß auch weiter mit mir gehen. Hättest Du mir damals nicht versprochen, der Trotten einen Streich zu spielen, so würde ich sie niemals angeklagt haben und nicht selber in Verdacht gekommen sein. Warum zierdest Du Dich nicht damals? Ich dachte, daß Du von der Schuld der Trotten überzeugt wärest, Du kanntest ihre Schliche ja besser als ich. Du hast mich zuerst überredet —“

„Du lügst, ersticke an der Lüge, Du Schurke —“ rief sie in unbeschreiblicher Erregung, aber er lachte.

„Erhize Dich nicht,“ spottete er, „ich wollte Dir nur zeigen, daß Du Dich meinem Willen fügen mußt, daß ich Dich zwingen kann —“

„Du bist ein Schurke und jetzt gehe ich auf's Gericht und klage Dich an, mögen sie mich bestrafen, das ist besser als Dir gehorchen!“

Sie wollte sich entfernen, er packte sie, da riß sie sich los und stürzte davon, er wollte ihr nachhelfen, aber er stolperte über eine Baumwurzel und fiel. Er mußte sich am Knie stark beschädigt haben, denn der Schmerz entlockte ihm einen Schrei, mit Mühe richtete er sich auf, aber die Entflozene war weit davon, sie hörte auf sein Rufen nicht und er war nicht im Stande, ihr nachzueilen, aber er hätte das auch aus anderer Ursache unterlassen müssen, er hörte Männerstimmen im Busche und ein kalter Schauer durchrieselte seine Glieder — hatte Jemand ihn belauscht?!

## 20.

Es gelang Kleber nicht, Minna noch einmal sprechen zu können, wie dringend er sie auch schriftlich darum bat und selbst den Versuch machte, sie in ihrem elterlichen Hause aufzusuchen — er wurde kurz abgewiesen und verließ \*\*\* mit dem schwachen Troste, Minna werde ihre Drohung nicht ausführen, wenn er sie ferner unbelästigt lasse. Der Doktor Manders hatte ihm ein Pflaster für sein verletztes Knie gegeben und ihm Schonung desselben dringend ange-rathen, aber er achtete nicht darauf, er begab sich nach Breslau, um seinen Prozeß gegen die Erben des Generals anhängig zu machen und einen dortigen Winkel-Konsulenten, der ihm persönlich bekannt war, deshalb zu sprechen. Er konnte um so sicherer auf Erfolg seiner Schritte bauen, weil er überzeugt war, daß man ihn sicherlich befriedigen werde, wenn er Ernst zeige; allen Verwandten des Generals, besonders aber dem Fräulein v. Stolzenhain und dem Geheimrath Sorben mußte ja daran liegen, den Skandal eines Prozesses zu vermeiden, in welchem es zur Sprache kommen mußte, wie Agathe dahin intrigirt, das Testament umzu-werfen, welches die Trotten zur Universalerbin einsetzte, und Jedem mußte es unbillig erscheinen, daß er von der Ungiltigkeitserklärung des Testaments allein nicht profitiren solle. Er hatte geglaubt, daß Agathe durch seine Droh-ungen eingeschüchtert worden sei, daran hatte er nicht ge-dacht, daß sie ihrem Vetter Alles gestehen könne, und am wenigsten hatte er geahnt, daß Huch nach seiner Freisprechung jeden seiner Schritte beobachtet habe. So wiegte er sich denn in angenehmen Träumen. Der Spruch des Schwur-

gerichts war unumstößlich — was sollte er fürchten? Wenn etwas seine Hoffnungen trübte, so waren es die Schmerzen am verwundeten Knie, aber er hatte sich an einen Charlatan gewandt, der ihm sichere und rasche Heilung versprochen, und so achtete er der immer heftiger werdenden Entzündung nicht — wenn er seinen Prozeß gewann, war er reich und konnte sich pflegen.

Da trat eines Tages Huch in sein Zimmer, der Kommissär war von einem Beamten begleitet — Kleber wechselte die Farbe, denn er ahnte, daß es nichts Gutes bedeute.

Die böse Vorahnung sollte sich bestätigen. Huch war ihm nach \*\*\* gefolgt, hatte, so weit er es vermochte, sein Gespräch mit Minna belauscht und später das Mädchen verhört, die ihm jetzt ein offenes Geständniß abgelegt; Huch hatte in Erfahrung gebracht, daß Kleber gegen achttausend Thaler in Papieren bei einem Bankhause deponirt hatte, er trug den Verhaftsbefehl gegen Kleber wegen versuchter Erpressung in der Tasche, er war also gut ausgerüstet, Kleber in's Gebet zu nehmen.

Er schonte ihn denn auch nicht. Er begann mit der Eröffnung, daß Herr v. Sorben im Namen des Fräuleins v. Stolzenhain seine Bestrafung wegen Erpressungsversuches durch Drohungen beantragt habe und daß er daher Kleber verhaften müsse.

„Das ist wider das Gesetz,“ rief Kleber vor Schrecken und Wuth erbleichend „man verhaftet keinen unbescholtenen Mann auf eine Klage hin, die doch sichtlich nur ein Akt der Rache oder der Furcht ist. Ich habe nicht gedroht, um Geld zu erpressen, sondern nur gesagt, wenn man mir

mein gutes Recht verkümmere, würde ich nicht länger über Dinge schweigen, die anderen Leuten gefährlich werden können."

"Sie sind erstens kein unbescholtener Mann," versetzte Guß mit großer Ruhe, „sondern stehen im Verdacht des Mordes, wenn Sie auch wegen mangelnder Beweise freigesprochen sind. Sie wurden bestraft wegen Anreizung zu falscher Aussage, man hat Ihnen die Untersuchungshaft als Strafzeit angerechnet, die Strafe war aber diktirt."

„Ich war unschuldig, ich habe für die Schwäche gebüßt, daß ich meine Braut schonen wollte. Sie log. Nicht ich, sondern die Stolzenhain hat sie verführt."

„Das wird sich finden, Herr Kleber. Es spricht aber sehr gegen Sie, daß Sie die falsche Angabe gemacht haben, im Dienste des Generals arm geblieben zu sein, Sie haben bei Levy u. Comp. achttausend Thaler Ersparnisse deponirt und die Erben des Generals können fordern, daß Sie nachweisen, woher Sie das Geld haben."

„Ah!" rief Kleber, „es heißt wohl jetzt gar, ich hätte gestohlen? Immer besser. Das Geld ist ein Lotteriegewinn."

„Den Sie nachweisen werden — doch darum handelt es sich jetzt nicht. Sie haben auch Minna Brinkmann bedroht, von Neuem falsche Aussagen zu Ihren Gunsten zu machen."

„Das ist eine Lüge der Meineidigen."

„Herr Kleber, ich war im Busch, als Sie mit ihr sprachen, ich habe Alles gehört."

Kleber wurde leichenblaß. Einen Augenblick schien er jede Fassung verloren zu haben, aber er sammelte sich bald.

„Um so besser,“ sagte er. „Dann haben Sie es gehört, daß ich das Fräulein v. Stolzenhain für die Mörderin des Generals und Minna Brinkmann für ihre Mitschuldige halte. Minna hat vor Gericht falsch geschworen, soll sie etwa jetzt gegen mich zeugen?“

„Das ist gar nicht nöthig,“ versetzte Huch kalt, indem er den Blick durchbohrend auf Kleber heftete, „ich habe jetzt die Beweise dafür, daß Sie der Mörder sind. Kennen Sie dies Papier?“

Damit hielt er Kleber ein Stück vergilbtes Papier vor die Augen. „Das ist das andere Stück der Arsenikdüte,“ rief er dem Bestürzten zu, „ein Stück haben Sie dem Fräulein v. Trotten in's Kleid gesteckt, gestehen Sie?“

Kleber's Antlitz war aschfahl, seine Augen starrten bald das Papier, bald den Kommissär an.

„Ist es das Papier oder nicht?“ herrschte Huch. „Wagen Sie es noch zu leugnen?“

„Es ist das Papier,“ versetzte Kleber, während ein höhnisches Lächeln über sein Antlitz zuckte, „ich sah es in der Hand des Fräuleins v. Stolzenhain — sie knitterte es zusammen, als ich in's Krankenzimmer trat — —“

Huch machte eine Bewegung der Ungeduld, der Wuth. Zum ersten Male verließ ihn die Selbstbeherrschung — er hatte Kleber überlisten wollen und dieser überlistete ihn. Er hatte auf gut Glück Kleber ein Stück alten Papiers gezeigt, jetzt klagte dieser das Freifräulein an!

„Warum haben Sie das nicht vor Gericht gesagt,“ rief er. „Sie lügen.“

Kleber lächelte höhniſch. „Konnte ich wiſſen,“ fragte er, „welche Bedeutung das Papier habe? Sie machen mich jezt darauf aufmerkſam und da erinnere ich mich der Sache.“

„Sie kennen das Papier genau wieder?“

„Nein,“ lächelte Kleber, „woher ſoll ich es genau kennen? Ich erinnere mich nur, daß das Fräulein ein altes Stück Papier in der Hand hatte und in die Taſche ſteckte.“

„Ihre Erinnerungen werden lebendig, ſobald man Sie dazu verleitet,“ erwiderte Guß, „das iſt ſehr ſeltſam. Sind Sie im Stande, das Bett zu verlaſſen oder muß ich eine Tragbahre beſtellen, Sie in Unterſuchungshaft zu bringen?“

Kleber hatte ſchon triumphirt, daß er ſein Spiel gewonnen, dieſe Frage Guß's bewies ihm, wie eitel ſeine Hoffnung geweſen. „Schleppen Sie mich fort,“ rief er, „wie Sie das vermögen, ich bin krank. Brauchen Sie Gewalt, ich proteſtire. Das vornehme Fräulein wird natürlich nicht verhaftet, aber ſo wahr ich lebe, ſie ſoll mich nicht einſchüchtern, jezt klage ich ſie des Mordes an. Sie hat mich beſtochen zu falſcher Anklage, ſie hat Minna dazu verführt, ſie iſt die Schuldige, keine Andere!“

Guß beachtete die Worte des Glenden nicht. Er ließ eine Tragbahre kommen, ihn fortzuſchaffen, als aber der Gefängnißarzt den Kranken unterſuchte, befahl er ihn in's Spital zu bringen, es ſei Gefahr für ſein Leben, wenn er nicht mit äußerſter Sorgfalt behandelt werde.

Die Worte des Arztes machten einen unerwarteten Eindruck auf Kleber, ihn packte fürchtbare Angst, er fragte, ob er ſterben müſſe, wenn es nicht beſſer werde.

Der Arzt erklärte ihm, daß er seine Wunde auf unverantwortliche Weise vernachlässigt habe, der Charlatan, der ihn behandelt, müsse bestraft werden, denn es sei bei ihm nur durch Amputation des Beines Rettung zu hoffen, sicher könne er dieselbe überhaupt nicht versprechen.

Der Starrsinn des Glenden war gebrochen, die Todesangst machte ihn vor dem ewigen Richter erbeben; der Geistliche, der gerufen worden, ermahnte ihn, vor der gefährlichen Operation die Wahrheit zu bekennen, dann könne er hoffen, daß Gott ihm helfe. Da gestand er denn, daß er den General ermordet habe, daß er an dem Abend vor dem Tode des Generals erst nur Essig in eine Speise gemischt, dann aber, in der Angst, damit sein Ziel nicht zu erreichen und, wenn der General geheilt werde, in Untersuchung zu kommen, demselben Arsenik in den Nachtrunk gemischt habe. Er berichtete, daß er den größten Theil des Papiers der Düte verbraunt, einen Rest mit etwas Arsenik aber in das im Schranke hängende Kleid Margareth's gesteckt habe, als diese ihr Zimmer verlassen und am Krankenbette geweilt. Die heutige Frage Hud's habe ihm bewiesen, daß Agathe ihn verdächtigen wolle, deshalb habe er gesagt, daß er das Papier in ihrer Hand gesehen.

Das Geständniß wurde zu Protokoll genommen; Kleber bezeichnete überdem noch die Stelle, wo das Vorlegeschloß des Blechkastens zu finden sei, er hatte dasselbe, als er über den Hof geeilt, den Wagen zu bestellen, der den Arzt holen sollte, zwischen Deckel und Mauerwerk der Aschengrube in eine Ritze gesteckt, wo dasselbe beim Ausräumen der Asche unbemerkt geblieben war. Hätte man Kleber nicht gleich-

zeitig mit Margareth verhaftet fortgeführt, so würde er veranlaßt haben, daß ein Dritter das Schloß in seinem Versteck bemerkt und es wäre dann angenommen worden, Margareth habe es unter die Asche geworfen, welche aus der Küche nach der Aschengrube geschafft worden war.

Das Geständniß Kleber's konstatirte nur, was der Staatsanwalt Berg dem Gericht als beinahe erwiesene Wahrscheinlichkeit hingestellt hatte — daß Kleber der Mörder sei und eine Andere seiner That verdächtigt habe, aber es erklärte auch den Punkt, welcher die Geschworenen veranlaßt hatte, ihn lieber freizusprechen als eine so unglaubliche Gehässigkeit ohne sichere Beweise anzunehmen. „Der Angeklagte,“ so hatte der Bertheidiger gesprochen, „würde, wenn er den Mord begangen, den Blechkasten mit Gift wieder an Ort und Stelle gesetzt, aber nicht die Büchse, in der sich die Düte Arsenik befunden, in den Bibliothekschrank gestellt haben; das letztere kann nur Jemand gethan haben, der ihn in Verdacht der That bringen wollte, der da glaubte, der Argwohn müsse auf den alten Diener fallen, welcher allein noch von der Existenz und dem Inhalt des seit Jahren nicht gebrauchten Kastens Kenntniß hatte. Glaubt Jemand, daß der Angeklagte so dumm gewesen, sich selber dem Verdachte preiszugeben, daß er sich etwa eingebildet habe, man werde Fräulein v. Trotten deshalb für die Schuldige halten, weil die leere Giftbüchse gerade hinter Schiller's Werken sich gefunden, von denen sie sich einen Band geholt?! Ich gebe zu, daß er im Eifer, die Person, die er für die Mörderin hielt, zu entlarven, Minna Brinkmann zu Aussagen verleitet hat, welche dieselbe nicht vertreten

kann, aber ich halte es für unmöglich, daß ein Mörder sich selber gefährden sollte, nur um Jemand zu schaden, der ihm sonst ziemlich ferne steht."

Und doch war Kleber „so dumm gewesen“, die Büchse in den Bibliothekschrank zu stellen, denn nächst dem Tode des Generals richtete sich vor Allem sein Bestreben darauf, Margareth als Schuldige hinzustellen. Er war in seinem Hass gegen die Trotten so befangen, daß er im Widerspruch gegen seine sonstige Schlaubeit und Ueberlegung blind das ihm im Augenblicke am passendsten scheinende Mittel zum Verderben des Fräuleins ergriff, ohne an die Möglichkeit zu denken, daß die im Bibliothekschrank gefundene Büchse vielleicht auch gegen ihn selber Verdacht erwecken könne. „Ich haßte sie,“ sagte er, „weil ihr ganzes Streben dahin ging, sich unentbehrlich und mich überflüssig zu machen, mich um mein gutes Brod zu bringen. Das hatte ich freilich nicht geahnt, daß die Stolzenhain, noch schlechter als sie, mich im Stiche lassen könne, nachdem ich ihr geholfen.“

Das Protokoll dieser Aussage, welche als Geständniß angeichts des Todes die vollste Glaubwürdigkeit hatte, wurde dem Gericht zugesandt. Kleber erlag der Amputation und starb, sein Verbrechen bereuend, nachdem er die Tröstungen der Religion erhalten. Der Staatsanwalt a. D. Otto Berg, der nach Breslau zurückgekehrt war, beantragte auf Grund dieses Protokolls die Revision des Prozesses gegen Margareth v. Trotten und ward dabei vom Geheimrath v. Sorben unterstützt.

Es war für Agathe v. Stolzenhain eine furchtbare Demüthigung, von ihrem Vetter hören zu müssen, wie nahe

ihr die Gefahr gewesen, von Kleber des Mordes angeklagt zu werden — mochte die Verdächtigung auch unhaltbar gewesen sein, so hätte doch die Verhandlung vor Gericht sie für immer gebrandmarkt, denn sie hätte nicht leugnen können, daß sie, die vornehme Dame, mit dem Kammerdiener ihres Onkels gegen dessen Gesellschafterin intrigirt, und zwar um selber das zu thun, was sie Margareth vorgeworfen: sich eine Erbschaft zu erschleichen. Sie war bereit, dem Rathe Sorben's zu folgen und in einem Schreiben an Margareth — sobald man deren jetzige Adresse erforscht — dieselbe um Verzeihung ob des Verdachtes zu bitten, mit welchem sie dieselbe verfolgt, und sie zu ersuchen, jetzt aus der Erbschaft des Generals eine Summe anzunehmen, welche ihr ebenso rechtmäßig gebühre, als es moralische Pflicht der Erben sei, sie ihr zu offeriren, gebührte ihr doch eine Entschädigung, selbst wenn der Verstorbene ihr nicht solche ausdrücklich vermacht hätte!

Egbert v. Holm hatte vom Geheimrath Sorben kaum die Neuigkeit erfahren, daß der Mörder des Generals entdeckt worden und seine Schuld gestanden habe, daß also Margareth's Unschuld völlig erwiesen sei, als er diese Kunde seiner Schwester mittheilte. Klara erhielt den Brief aber kurze Zeit nachdem ihr Herr v. Hofen erzählt, welchen vortrefflichen Eindruck die Geschwister Trotten auf ihn gemacht hätten. Jetzt ließ sie sich nicht länger halten, Margareth persönlich aufzusuchen und ihr die frohe Botschaft zu bringen.

Ein Unglück kommt selten allein, sagt das Sprichwort; wenn aber das helle Sonnenlicht einmal das düstere Ge-

wölk, das ein Menschendasein unnachtete, siegreich durchbrochen, dann klärt sich auch bald der ganze Himmel auf. Der heutige Tag war für Margareth ein Erwachen des Frühlings glücklicher Tage, die Schrecken des letzten bitteren Schicksalschlages waren der Abschluß trüber Noth. Die Unschuld ihres Bruders war anerkannt, jetzt vermochte sie ihm jubelnd zu melden, daß auch ihr Dasein von dem Fluche entehrenden Argwohn befreit, daß sie gerechtfertigt dastehe, nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen.

Eduard währte, ein Fiebertraum umfange seine Sinne, denn sein Auge schaute hinter Margareth ein liebliches Frauenbild, das ihm oft in seinen Träumen vorgeschwebt, wenn ihm Margareth von dem Tage erzählt, wo Guido Ebeling sie auf Seebach verleumdet und wie damals Klara v. Holm sich ihrer so freundlich angenommen.

War es möglich, daß sie selber es war, die dort verschämt in der Thüre stand — sie, deren Vertrauen ihm auf Schloß Wildenfels so wohl gethan, sie, die seiner Schwester auf Seebach eine Freundin geworden und die endlich — wie durch ein Wunder des Himmels — das Werkzeug seiner Rettung von schmähhlichem Verdachte war, der er es dankte, daß man ihn nicht für einen Spitzbuben halten durfte?

„Was ist das?“ rief er, kaum die Worte Margareth's hörend, „sehe ich recht oder bin ich im Fieber — ist das nicht Fräulein v. Holm?“

„Sie ist's!“ rief Margareth und zog die erröthende Freundin an das Bett des Kranken, „sie brachte mir selbst die frohe Kunde.“

Eduard war keines Wortes mächtig, aber der Blick seines Auges sprach mehr als er mit Worten hätte sagen können, er drang ihr in's innerste Herz.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie sah die Armut der Geschwister in Allem, was dieselben umgab, ausgeprägt, sie wußte, was dieselben unschuldig erlitten und getragen — das Herz ward ihr übervoll.

„Wir haben auf Gott vertraut,“ sagte Eduard, als er sich gesammelt, mit bewegter Stimme, „und unsere Hoffnung ist nicht zu Schanden geworden, aber schöner konnte uns nicht die Hilfe kommen, als durch Sie! Wir haben Beide die Stunden nicht vergessen, in denen Ihr Vertrauen unseren Lebensmuth gehoben, und nun müssen Sie es sein, die uns verkündet, daß die schwere Prüfung vorüber ist, unter der wir schon fast zusammenbrachen!“

Klara verweilte lange bei den Geschwistern; es war ihr, als ob ein unzerreißbares Band sie an dieselben fessele, als gehöre sie als Dritte in diesen trauten Kreis.

## 21.

Wir können unserer Erzählung den Abschluß geben. Eduard genas sehr rasch von seinen Leiden; frischer Lebensmuth und selige Hoffnung belebten die Kräfte, welche harte Schicksalsschläge erschöpft hatten. Es bedurfte keiner Verwendung Hosten's für den jungen Arzt; alle Welt sprach von dem Schicksal der Geschwister, und schon aus Neugierde riefen Viele den Arzt Trotten, um den Mann kennen zu lernen; er hatte bald mehr Patienten als er bedienen konnte. Die Eltern Klara's gaben ihre Tochter aber mit Freuden einem Manne, der in harten Stürmen des Lebens

als ehrenhafter Charakter sich erprobt und dessen Wissen, Eifer und Geschick ihm jetzt, wo man ihn suchte, ebenso rasch einen berühmten Namen verschaffte, als es ehemals ihm schwer geworden, sich nur das tägliche Brod zu verdienen. — Margareth aber reichte jetzt dem Manne die Hand, der an ihrer Ehrenrettung gearbeitet, als Alle sie anklagten, der ihr seine Liebe gestanden, als die Meinung der Welt sie gebrandmarkt, und überließ es ihrem Verlobten Otto Berg, den Erben des Generals v. Sorben nochmals zu erklären, daß sie nichts von ihnen annehmen könne und wolle, sich aber freuen werde, wenn der Geheimrath v. Sorben ihr seine bewährte Freundschaft erhalte.

Guido Ebeling wurde von seinem Regimentskommandeur veranlaßt, den Abschied aus der Armee nachzusuchen, um einer unfreiwilligen Entlassung vorzubeugen; er hatte schon mehrfach Mangel an ehrenhafter Gesinnung gezeigt, und die Infamie, mit der er wider bessere Ueberzeugung den Bruder Margareth's hatte öffentlich bloßstellen wollen, um der Schwester zu zeigen, wie er sich an ihr rächen könne, machte das Maß überfließen, da Hosten sich überdem nicht scheute zu erwähnen, daß Guido um seine Tochter geworben, während er einer Andern nachgestellt, der er ebenfalls seine Hand angetragen. Jetzt meldeten sich aber auch zahllose Gläubiger des leichtsinnigen Offiziers, und der alte Ebeling, obwohl er die Mittel besaß, Guido's Schulden zu bezahlen, zog es vor, ihn einen Betrüger schelten zu lassen und das Geld zu sparen — er sagte, daß er nur Wechsel bezahle, die er acceptirt habe. Guido ging in österreichische Dienste und wurde bei Solferino erschossen.

Im Jahre 1873, als der Schwindel des Gründerthums zusammenbrach und eine der früher so übermüthigen Firmen nach der anderen bankrottirte, kam Eduard v. Trotten eines Tages eben von einer Operation, die er in dem von ihm verwalteten Krankenhause vollzogen, als man einen Menschen brachte, der sich in einer Droschke das Leben zu nehmen versucht hatte. Der Mann hatte während der Fahrt sich einen Revolver an die Schläfe gesetzt, um sich eine Kugel durch's Hirn zu jagen, aber beim Abdrücken mit der Hand gezittert; die Kugel war in die Mundhöhlung gegangen und hatte ihn auf der anderen Seite den Kinnbacken zerschmettert.

Eduard ließ sofort den Selbstmörder im Krankenhause betten, entfernte die Knochensplitter und legte den Verband an, er verließ ihn erst dann, als er mit der Hoffnung gehen konnte, den Verwundeten am Leben zu erhalten. Als er am anderen Tage wieder das Krankenhaus besuchte, meldete ihm der Unterarzt, daß es mit dem Verletzten, der Apel heiße, schlecht stehe; derselbe habe sich in der Nacht den Verband abgerissen, er habe Gift gefordert, er könne die Schmerzen nicht aushalten — jetzt sei er ruhiger, man habe ihm Morphinum eingespritzt, augenblicklich wäre seine Frau bei ihm.

„Apel!“ murmelte Eduard — er hatte den Mann nicht wieder erkannt, den er gestern verbunden, sich auch um den Namen desselben nicht bekümmert — jetzt kam ihm der Gedanke, ob es wohl möglich sei, daß der reiche, hartherzige Mann, der ihn einst als Dieb angeklagt, zum Selbstmörder geworden sein könne.

Er trat in das Krankenzimmer, und zum ersten Male,

seit er den Ring seiner ersten Verlobten zurückerhalten, sah er Marie wieder! Aber wie sah das Weib aus, das er einst geliebt und das ihm so schnöde die Treue gebrochen? Aufgedunsen, siech, mit hohlen Wangen, Gram im Auge, den Kopf gesenkt, so saß sie da in schwerseidener Robe, aber doch ohne jede Eleganz, man sah, daß sie das erste beste Gewand ergriffen, sich zu bekleiden, aber die Toilette ohne Spiegel gemacht habe. Welke Fülle, müde Augen, Fuß ohne Eleganz — sie trug den Stempel des Unglückes, welches über Nacht den hohlen Kern des Hochmuthes zertrümmert.

Sie erkannte Eduard nicht sogleich wieder. „Ich muß meinen Mann von hier fort haben,“ sagte sie, „kann er denn noch nicht transportirt werden? Ich habe zu Hause ein krankes Kind.“

„Es ist nicht gut, den Kranken zu transportiren,“ antwortete Eduard tief erschüttert, „er bedarf auch besonderer Pflege, aber wenn es so steht, so will ich die Fortschaffung selber leiten und Ihnen den besten Wärter mitgeben. Was fehlt Ihrem Kinde? Haben Sie einen guten Arzt?“

„Meinem Kinde kann Niemand helfen — aber wer sind Sie? Heiliger Gott, ahne ich recht — Edu — Herr v. Trotten?!“

„Sie irren sich nicht, ich bin Vorstand dieses Krankenhauses und ich freue mich, daß ich Herrn Apel Hilfe leisten konnte, aber er muß scharf bewacht werden, daß er nicht wieder seinen Verband antastet.“

„Ich werde ihn hüten, aber ich muß bei meinem Kinde sein, es verlangt nach mir, wenn ich auch nicht helfen

kann. Gott lohne es Ihnen, daß Sie meinem Manne Gutes gethan."

Eduard sorgte für Beschaffung einer Tragbahre. Er begleitete den Transport des Kranken in dessen Behausung. Aber welcher Anblick sollte ihm hier werden! Ein Theil der Möbel der großen eleganten Wohnung war schon fortgebracht, Alles war unter Siegel gelegt, man hatte Marie nur das Nothdürftigste zur Benutzung gelassen, die Zimmer, die sie mit ihrem kranken Kinde bewohnte, waren fast leer und kahl, von den kostbaren Tapeten der Wände aber glitzerte Gold!

„Der Jammer hat meinen Mann zum Selbstmord getrieben," schluchzte Marie, „er hing am Golde, das Gold war ihm Alles, galt ihm mehr als Weib und Kind — Sie sind gerächt, Herr v. Trotten!"

„So wahr Gott lebt, ich wollte keine Rache und gönnte ihm den Stolz des Reichthums," versetzte Eduard und trat an das Bett des Kindes. Das kleine, etwa zehnjährige Mädchen hatte, seit es geboren worden, die Mutter in steter Sorge erhalten, ob ein so schwächlicher skrophulöser Körper nicht hinsiechen werde; die berühmtesten Aerzte der Residenz hatten an ihm ihre Kunst versucht, aber sie hatten entweder nicht helfen können oder die Wärterinnen des Kindes hatten gesündigt und nicht für die rechte Diät gesorgt. Die Mutter hatte erst Muße gefunden, selbst die Sorge für ihr Kind zu übernehmen, seit der Verlust des Reichthums sie gemahnt, sich den Schatz zu erhalten, den Gott ihr auch noch nehmen konnte, nachdem die Gläubiger alles Andere fortgeschleppt.

Eduard durfte sich dagegen verwahren, daß er Rache gewünscht, denn hätte er nach solcher getrachtet, so hätte es ihn doch erschrecken müssen, in welchem Maße sie ihm geworden — wahrlich, er hätte befriedigt sein können! Marie sagte ihm, daß auch ihr Vater Bankerott gemacht habe und durch sein Fallissement die Firma Apel in's Verderben gezogen. An fürstlichen Luxus gewöhnt, sollte Marie jetzt die Armuth kennen lernen, die Armuth, welche als etwas Verächtliches anzusehen man sie von Kindheit an gelehrt; hatte doch auch der Hochmuth Apel's einem gebildeten Manne ein Verbrechen zugetraut, weil dieser arm geworden!

Jetzt war alle Herrlichkeit zertrümmert, die Reichthum geschaffen, und es fehlte Marie nicht nur das Gold, das sie früher besessen, sondern alles das, was sie im Glanze des Reichthums versäumt, sich zu beschaffen, weil es eben nicht für Geld zu haben: der innere Halt, wahre Freunde, der Trost, eine Häuslichkeit zu besitzen. Der Gatte war ihr fast ein Fremder, er hatte sich das Leben nehmen wollen, weil er sein Geld verloren; daran aber hatte er nicht gedacht, daß er noch Weib und Kind besitze, deren Ernährer und Stütze er sein solle. Im Unglück schließen sich die Herzen, die einander lieben, fester an einander, da lernt man den Werth der Liebe erfahren — im Unglück verlassen uns aber auch die falschen Freunde, da bricht eine Ehe aus einander, deren Kitt nicht Liebe, Achtung und Vertrauen gewesen, da lernen wir, daß Alles, was uns der Reichthum verschaffen kann, nur eitler Flitter ist, der in den Stürmen des Lebens nicht besteht.

Es gelang Eduard nicht, Apel zu retten. Am Grab

des Bankiers aber stützte er die gebrochene Frau und tröstete sie mit der gewissen Hoffnung, ihr die Tochter erhalten zu können, und der Himmel lohnte sein Bestreben. Marie Ebeling heirathete nicht wieder; sie widmete sich ganz der Pflege und Erziehung ihres Kindes und fühlte sich bald zufriedener, glücklicher als je; ihr Vater, der ein neues Geschäft gegründet und sich wieder mit vielem Glück emporgearbeitet hat, zahlt eine bescheidene Summe zur Bestreitung ihrer Existenz, sie hat eine größere anzunehmen verweigert.

Ada v. Hosten hat den Bruder ihrer Freundin, Egbert v. Holm, geheirathet; das innigste Band der Freundschaft vereint dieses Ehepaar mit den Familien Berg und Trotten.